

JACKIE KOHNSTAMM

JEDER STEIN
ERZÄHLT
VON EINEM
LEBEN

JACKIE KOHNSTAMM

JEDER STEIN
ERZÄHLT
VON EINEM
LEBEN

Auf den
Spuren meiner
Familie

Deutsch von Regina Jooß

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»The Memory Keeper: A Journey into the Holocaust to Find My Family«
bei Canongate Books, Edinburgh.

Das Gedicht »Bleibtreu heißt die Straße« von Mascha Kaléko stammt aus
»In meinen Träumen läutet es Sturm: Gedichte und Epigramme aus
dem Nachlaß«, hg. Gisela Zoch-Westphal und Mascha Kaléko, München 1977.
Mit freundlicher Genehmigung von dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
Alle Fotos und Abbildungen stammen aus dem Privatbesitz der Autorin
mit Ausnahme von: S. 34 von Roni G. Ronen (Rosner), S. 214 aus
dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv (BLHA), Rep. 36A
Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg Nr. 5039, S. 262 von Lonnie Zwerin,
S. 272 aus den Arolsen Archives, S. 320 aus Národní archiv, Praha,
Matriky židovských náboženských obcí v českých krajích,
Ohledací listy – ghetto Terezín; Rychwalski Max, svazek 74.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts
dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG
ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2023

Copyright der Originalausgabe © 2023 by Jackie Kohnstamm
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Limes Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Friedel Wahren

Umschlaggestaltung: © Favoritbüro unter Verwendung
von Familienfotos aus dem Besitz von Jackie Kohnstamm

BSt · Herstellung: DiMo · Len

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2769-0

www.limes-verlag.de

*Gewidmet der Erinnerung an meine Großeltern,
Max und Mally Rychwalski,
und an meine ganze Schattenfamilie.*

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung der Autorin	9
Dezember 2005	15
Teil 1 BERLIN, JANUAR 2006	29
Hinter der Tapete	31
Treffen mit meinen Großeltern	41
Verbindungen	56
Am Kippunkt	71
Teil 2 IHRE STIMMEN HÖREN	81
Erste Briefe	83
Geld	91
Zehn Jahre Stolpersteine	103
Den Code entschlüsseln	133
Der Damm bricht	146
Entscheidende Monate	161
Das Wagnis eingehen	173
Krieg	177

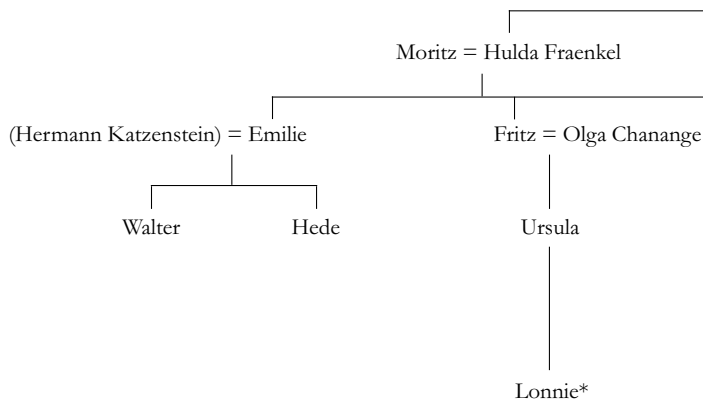
Teil 3 DER NEBEL DES DAZWISCHEN	195
»Was sind Juden?«	197
Die Familie in der Öffentlichkeit	206
Türschwellen	221
Übertretung	234
Die Straße überqueren	239
Teil 4 DER SCHRANK IST GELÜFTET	273
Der Preis des Zurückforderns	275
Wiederverbinden	288
Wenn die Würfel anders fallen	294
Treffen mit mir selbst	301
Die letzte Türschwelle	311
Zurück an den Beginn	317
Quellen	321
Appendix	326
Danksagung	329

VORBEMERKUNG DER AUTORIN

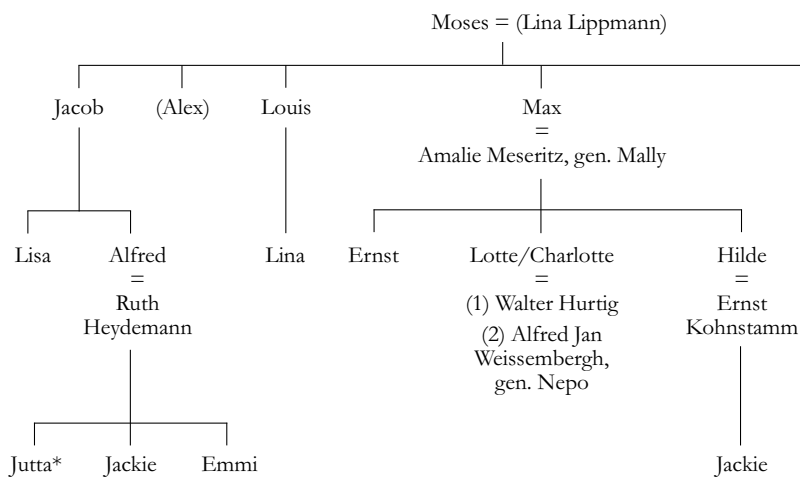
Einige Namen wurden geändert, um die Privatsphäre der Betroffenen zu schützen, und gelegentlich wurden die Erlebnisse zweier Personen verschmolzen, damit die Erzählung einfach und klar bleiben konnte.

Sämtliche Briefe wurden sorgfältig transkribiert, in ihrem ursprünglichen Wortlaut belassen und nicht an die aktuell gültige Rechtschreibung angepasst.

FAMILIE MESERITZ



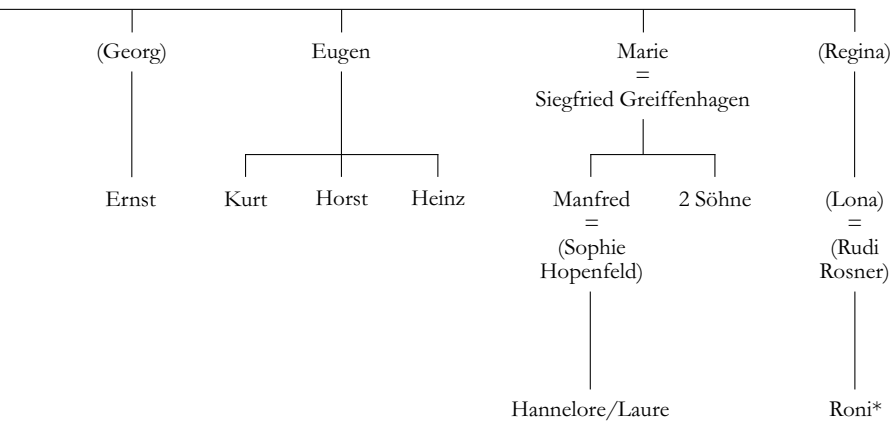
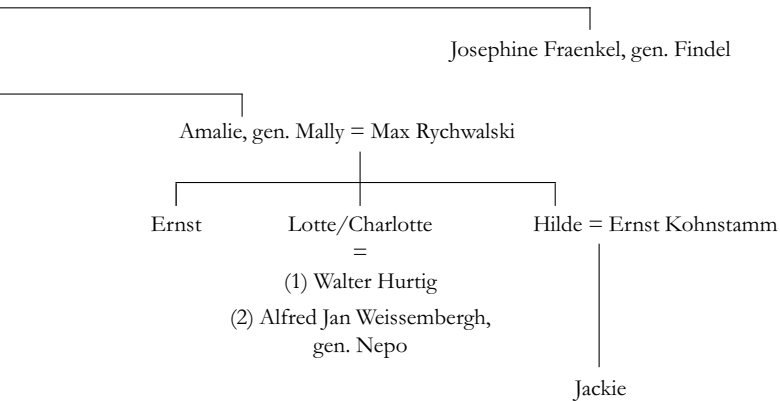
FAMILIE RYCHWALSKI



Anmerkung:

Namen mit Asterisk, wie z. B. Lonnie*: Die Personen werden im Buch erwähnt, aber nicht namentlich genannt

Namen in Klammern, wie z. B. (Georg): Die Personen tauchen hier auf, um Familienverhältnisse zu verdeutlichen, kommen aber im Buch nicht vor



Die Bekannten und Berühmten zu ehren ist einfach.
Doch es sind die Unbekannten, die Geschichte schreiben.

Walter Benjamin



Familie Rychwalski, 1908. In der mittleren Reihe stehend
Moses Rychwalski (Mitte), zu seiner Rechten Max, Mally,
Siegfried und Marie Greiffenhagen

DEZEMBER 2005

Ruhelos. Ich war ruhelos. Unfähig, irgendetwas in Ordnung zu bringen. Dann brachte der Zufall alles ins Rollen. Anders kann ich es mir nicht erklären. Es war nichts als ein glücklicher Zufall.

Ich stehe an der Tür zum Garten, in der Hand halte ich eine Hose, von der ein Knopf abgegangen ist. Eigentlich möchte ich draußen sein, aber was ist Anfang Dezember im Garten noch zu tun? Sträucher und Büsche warten darauf, dass die Sonne ihre Wurzeln erreicht und sie zu neuem Leben erweckt.

Es ist jetzt mehr als zwei Wochen her, dass ich diese Hose getragen habe. Etwas zu essen hätte ich sofort zubereitet. Kochen finde ich entspannend, den Rhythmus beim Schnippeln beruhigend. Meine Gedanken machen sich dann selbstständig, schweben davon, und am Schluss ist die Mahlzeit fertig. Nähen und Flicken hasse ich aber.

Also begeben sich in die Küche, öffnen den Kühlschrank und leeren das Gemüsefach. Dann werfen sie Karotten, Zwiebeln, Sellerie, Lauch und Kartoffeln – das ganze Wurzelgemüse des Winters – in einen großen Topf und geben getrocknete Kräuter dazu, denn die frischen sind alle komplett verwelkt. Ein weiterer Grund, warum der Sommer bald kommen sollte. Zum Schluss fügt sie noch ein bisschen Brühe und Knoblauch für den Geschmack bei. Während die Suppe vor sich hin köchelt, gehen sie hinaus in den letzten traurigen Rest Tageslicht und schmieden Pläne für den Frühling.

Es ist schwer vorstellbar, dass der Stumpf des Rosenstrauchs neue Triebe bildet, der zum Skelett verkommene Jasmin seine duftenden Blüten über den Zaun hängen lässt oder dass ich noch vor wenigen Monaten meine eigenen Feigen gegessen habe. Muss das Feigenbäumchen umgetopft werden, oder lasse ich es am besten unberührt? Immerhin ist es winterhart, im Gegensatz zu der Geranie, die ich mit noch mehr Vlies umwickele und dicht an die Wand rücke.

Jetzt ist es komplett dunkel. Ich gehe hinein und löftele meine Suppe.

Würde ich im Mittelalter leben, so würde ich jetzt in meinen Nachtopf pissen, ihn aus dem Fenster kippen, die Kerze ausblasen und zu Bett gehen. Der Einbruch der Dunkelheit wäre eine Erleichterung. Durch den elektrischen Strom und die Technik haben wir allzu viele Möglichkeiten, uns zu zerstreuen, und mir gefällt keine davon. Ganz bestimmt will ich nicht nähen. Um mich abzulenken, schalte ich den Fernseher ein. Das ist am einfachsten. Diesen Knopf zu drücken, ohne darüber nachzudenken und ohne zu begreifen, was ich da getan habe.

Ich schnappe mir die Fernbedienung und schalte auf Channel 4. Gerade steigt ein großer Mann in den Kofferraum eines Autos – wahrscheinlich aus freien Stücken, denn er lacht in die Kamera. Er krümmt sich sogar zusammen und lässt sich im Innern des Wagens einsperren. Dann schwenkt die Kamera über mehrere Reihen von Autos, bis nur noch ein dicht besetzter riesiger Parkplatz zu sehen ist. Von den Autos darf keines bewegt werden, denn das würde das Spiel verderben. Channel 4 hat ein Team von Hellsehern aufgefordert, den einen Wagen mit dem Mann im Kofferraum zu finden.

Das ist genau die Ablenkung, die ich brauche, um mich auf das Einfädeln zu konzentrieren. Immer wieder blicke ich zum Fernseher hinüber, während es den Hellsehern nacheinander

ganz, fast oder überhaupt nicht gelingt, den Mann zu finden. Auf selbstgefällige und verärgerte Hellseher folgen Werbeunterbrechungen und kleine Psychotests für uns, die Zuschauer zu Hause. Ich steche die Nadel in den Stoff und ziehe sie wieder heraus, dabei mache ich alle Tests und erreiche zwei von zehn Punkten. Was hatte ich auch erwartet? Noch nie habe ich die geringste übersinnliche Begabung verspürt. Zu diesem Zeitpunkt sitzt der Knopf mehr oder weniger fest. Also gehe ich zu Bett.

Also, genau genommen gehe ich nicht zu Bett. Zwar habe ich es vor, aber auf dem Weg ins Schlafzimmer gebe ich bei Google den Mädchennamen meiner Mutter ein: Rychwalski. Merkwürdigerweise habe ich wirklich keine Ahnung, warum ich diesen Augenblick dafür auswähle. Rychwalski ist ein ungewöhnlicher Name in England, nicht aber in Osteuropa oder in den USA. Schon früher habe ich nach dem Namen gesucht, aber nie zielgerichtet, sondern nur so, als würde ich nach jemand entfernt Bekanntem suchen. Auch wenn mir mein gesunder Menschenverstand sagt, dass sie alle längst tot sein müssen.

Ich scrolle die Ergebnisse durch, bis mich zwei Einträge stutzig machen: *Max und Amalie Rychwalski*. Meine Großeltern. Verdammte, was haben sie auf meinem Bildschirm verloren? Ich klicke auf den Eintrag und gelange auf die Seite des Berliner Bezirks, in dem sie lebten. Bleibtreustraße 32. Ich lese, dass vor ihrem Wohnblock zwei *Stolpersteine* in das Straßenpflaster eingelassen wurden. Was zum Teufel sind *Stolpersteine*?

Ein weiterer Klick. Vor meinen Augen erscheint ein Bild, und ich werde in das Kino der 1950er Jahre zurückversetzt. Ich sehe Charlton Heston als Moses, wie er in dem Film *Die zehn Gebote* eine heiße Steinplatte aus der Presse Gottes entnimmt. Doch statt mir zehnmals *Du sollst nicht* zu sagen, lese ich auf der einen Platte:

HIER WOHNTE
AMALIE RYCHWALSKI

GEB. MESERITZ

JG. 1878

DEPORTIERT 1942 THERESIENSTADT

ERMORDET 13. 11. 1942

Und auf der anderen:

HIER WOHNTE
MAX RYCHWALSKI

JG. 1864

DEPORTIERT 1942 THERESIENSTADT

ERMORDET 31. 01. 1943

Schockiert von diesem unerwarteten Treffen mit meinen Großeltern und von dem Wort *ermordet*, starre ich auf den Bildschirm. Meine Eltern haben es nie verwendet. *Gestorben* haben sie gesagt, bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen diese Tatsache überhaupt erwähnt wurde. Oder *verschwunden*. Nicht aber *ermordet*. *Ermordet* ist ein brutales Wort.

Man sollte meinen, dass ich nach mehr als fünfzig Jahren an all dies gewöhnt bin. Dass ich mein Leben lebe, die Straßen ganz gelassen entlangschlendere und mich im Geschäft an der Kasse anstelle, ohne dass irgendwelche Gedanken an platt gewalzte Leichen in meinem Kopf aufploppen. Doch plötzlich ist da ein Bild – oder eine Schlagzeile –, oder ich schnappe irgendwo ein paar Worte auf und ... *wusch!* Meine Großeltern tauchen auf.

Ich war elf, als ich die Wahrheit herausfand. Da hatte ich bereits begriffen, dass meine Großeltern mütterlicherseits gestorben sein mussten. Aber ich wusste nicht, wo oder wie, nicht so wie beim Vater meines Vaters, der vor meiner Geburt einen Herz-

infarkt erlitten hatte und tot umgefallen war. Da gab es nichts Geheimnisvolles. Er und meine Großmutter väterlicherseits – die Einzige meiner Großeltern, die ich gekannt hatte – hatten es in letzter Sekunde geschafft, aus Deutschland nach England zu fliehen.

»Immerhin sind sie nicht dort umgebracht worden«, hatte meine Mutter angemerkt und damit impliziert, der Tod in einem Konzentrationslager habe verschiedene Abstufungen.

Theresienstadt war ein Durchgangslager. Dort gab es keine Gaskammern, und ihre Eltern waren nicht erschossen worden, also hatte keine einzelne Handlung ihr Leben beendet. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis ich herausfand, was tatsächlich mit ihnen geschehen war.

Ich eile zu einem seit Langem verschlossenen Schrank, hole eine Kladde mit Papieren der Familie hervor und wühle darin herum, bis ich zwei vergilbte Totenscheine vom Roten Kreuz finde. Zurück am Computer, vergleiche ich die Daten. Sie stimmen genau überein. Dann fällt mir etwas anderes auf: *Verlegt am 30. November 2005*. Heute ist der 4. Dezember 2005. Ihre Stolpersteine wurden am letzten Mittwoch platziert. Vor nur vier Tagen.

Sehen Sie! Ich glaube ja gern, dass es Menschen mit hellseherischen Fähigkeiten gibt. Tatsächlich behauptet eine meiner Freundinnen, Vorahnungen in Form von Bildern zu empfangen, aber ich doch nicht. Schon immer bin ich mit beiden Beinen fest auf der Erde gestanden. Vernünftig. Logisch denkend. So war ich schon als Kind, von Geburt an, soweit ich weiß. Sicherlich ist das jetzt nur ein Zufall, oder?

In letzter Zeit habe ich mehr an die Familie meiner Mutter gedacht als in den ganzen Jahren zuvor. Erst letzte Woche holte ich ihre Familienfotos hervor, als könnte mir das Betrachten helfen, irgendetwas zu begreifen. Dieses Gefühl, nicht dazuzugehören, das ich mein ganzes Leben lang hatte und das zuletzt stärker

geworden war. Vielleicht würden mir die Fotos diesmal helfen, damit fertigzuwerden. Ich hatte gebannt auf meine Großmutter gestarrt, die kurz vor ihrer Hochzeit ganz in edle weiße Spitze gekleidet war, dem letzten Schrei im Jahr 1903. Auf einem anderen Foto ist mein Großvater in angeregtem Gespräch mit ihr zu sehen. Zu diesem Zeitpunkt muss er schon über siebzig gewesen sein, mit Bart, dicken Augenbrauen und tiefen Furchen in den Wangen. Sogar unter seinem Homburg sah er aus wie ein Prophet aus dem Alten Testament.

Das Gefühl, nicht dazuzugehören, war wie ein Eisbrocken, tief in meinem Innern versenkt. Die meiste Zeit bemerkte ich ihn gar nicht. Doch in meiner Jugend überfielen mich hin und wieder Kältewellen. Die Fotos zu betrachten half mir dann, diese Gefühle zu verdrängen. Sie wurden in einer Schuhschachtel in dem



Hilde und Max

Schränkchen unter dem Fernseher aufbewahrt. Von dort holte ich sie mir und breitete eine ganze Großfamilie in Schwarz-Weiß um mich herum aus: Großtanten, Großonkel, Cousins und Cousinen. Meine Mutter als Baby, das aussah wie eine Puppe, Hilde mit ihrem älteren Bruder Ernst und Charlotte. Meine Großeltern, Max und Mally,

von denen immer nur die Vornamen verwendet wurden. Mally war die Abkürzung von Amalie. Ihre ältere Schwester hatte Emilie geheißen. *Wie seltsam!*, dachte ich. Emilie und Amalie. Wie Hanni und Nanni.

Auf den Bildern sah ich, wie Mally sich veränderte, von dem Mädchen mit dem wilden Haar und dem schicken Kleid über die Braut mit der Wespentaille bis zu der molligen Frau in Knickerbockern und modischer Jacke, die mit einem Fuß auf einem Schlitten neben Max posierte. Noch später wurde sie eine korpolente ältere Dame, die sich sorgsam mit passendem Hut, Handschuhen und Handtasche ausstaffierte, unter deren traurigen Augen aber dunkle Schatten lagen.

Mein Großvater Max veränderte sich weniger als sie, er war stets groß, bärtig und hatte eine beginnende Glatze. Er blickte selten in die Kamera, außer bei den gestellten Fotos. Ich mochte es, ihn über die Zeitung gebeugt oder beim Lesen einer Postkarte zu entdecken, die er soeben geschrieben hatte.

Auf einem kleinen Schnappschuss standen er und Mally am Meer. Im Vordergrund lag ein gestreifter Frotteebademantel zusammengeknüllt im Sand. Ich bezweifelte, dass er Max gehörte. Da er Anzug und Fliege trug, hätte er sich wohl kaum ausgezogen und wäre schwimmen gegangen. Wie auch immer, wenn Max einen solchen Bademantel besessen hätte, so wäre er ordentlich gefaltet und knitterfrei abgelegt worden. Meine Mutter beschrieb ihn als ordentlich und penibel, mit einer besonderen Formschale, um seinen Bart einschließlich Schnurrbart sauber zu halten. Seine Hände dufteten, und die Nägel waren sorgfältig manikürt.



Mally und Max

Als Kind hatte ich mich immer über die Schuhschachtel gekauert und so lange hineingestarrt, bis sich die Gestalten bewegten, wie wenn die Wochenschau kurz hängen geblieben war und sich dann wieder belebte. Ich stellte mir vor, wie ich über Mallys Pelzkragen strich, Max' große Hand hielt, die der meiner Mutter so ähnelte. In diesen Zeiten kamen mir meine schwarz-weißen Großeltern viel bunter vor als die Familienangehörigen, mit denen ich aufwuchs.

Das schloss auch meine Mutter mit ein, deren Schwarz-Weiß-Version durchweg unterhaltsamer war als jene, mit der ich zu-



Hilde

sammenlebte. Mutter war für gewöhnlich zu müde, um mit mir zu spielen, hatte zu viel Arbeit oder Migräne. Nur in der Schuhschachtel fand ich mit Sicherheit die humorvolle, aktive Frau, die Grimassen zog, Räder schlug, flotte Hüte trug und vor ihrer Zeit in England in Pluderhosen und knappen Oberteilen an sonnigen Berliner Seeufern posierte.

Meine Kindheit war geprägt von drei unterschiedlichen Zeiträumen.

Meine Eltern hatten die aufregende, glamouröse und gefährliche Welt des Davor überlebt. Sie waren aus Nazi-Deutschland entkommen, hatten sich als Flüchtlinge in England getroffen und vor den Bomben der deutschen Luftwaffe in Sicherheit gebracht. Ich hingegen wurde in der grauen, trüben Sicherheit der Nachkriegszeit geboren, im Zeitalter des Danach. Erst mit der Zeit wurde mir bewusst, dass es einen dritten Abschnitt gab, der nach dem Davor, aber vor dem Danach lag und der nur uns betraf, nicht die Familien meiner Schul-

freunde, zumindest soweit ich das einschätzen konnte. Meine Schulfreunde wurden zwar wie ich nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und wuchsen bei Eltern auf, die ihn überlebt hatten. Dieser dritte Zeitabschnitt – der zu Hause für ein frostiges Klima sorgen konnte – tangierte sie jedoch nicht.

Diese eisige Welt des Dazwischen bestimmte meinen Alltag, obwohl sie schwer zu greifen war und nur selten darüber gesprochen wurde. Wenn ich wütend war oder von irgendetwas die Nase voll hatte, dann versuchte ich, es nicht zu zeigen. Indem ich mir immer auf die Zunge biss – oder mich schlecht fühlte, weil ich es nicht geschafft hatte –, verlor ich allmählich den Zugang zu den starken, lauten und bunten Gefühlen, die als schrecklich galten. Gute Gefühle hingegen waren angenehm fad, hell und nicht bedrohlich. So unterließ ich es lange, die Frage über meine Großeltern zu stellen, auf die ich mir am sehnlichsten eine Antwort wünschte. Bis zu einem Samstag, als ich gerade elf Jahre alt war.

Für gewöhnlich ging ich mit heiklen Fragen zu meiner Mutter. Mit Fragen wie diesen: Entsprachen die Gerüchte über Geschlechtsverkehr, die von den Jungen in der Schule verbreitet wurden, tatsächlich der Wirklichkeit? Schon am nächsten Morgen fing ich sie damit ab, als sie gerade den Ofen säuberte, und sie bestätigte es, während sie weiter die Asche zusammenkehrte. Konnten sie und mein Vater es vielleicht noch einmal damit versuchen, damit ich einen Bruder oder eine Schwester bekam? Offenbar nicht.

Diese ganz spezielle Frage musste ich allerdings meinem Vater stellen. Er saß auf dem Treppenabsatz und hatte seine Schuhe für die wöchentliche Putzaktion vor sich aufgereiht. Ich drückte mich an der Eingangstür herum, während er die Dose mit schwarzer Cherry-Blossom-Schuhcreme öffnete. Ich wartete, bis er das erste Paar fertig hatte, das zweite, das letzte ... »Mummys Eltern!«, platzte ich heraus. »Was ist mit ihnen passiert?«

Er nahm einen viel zu großen Klecks Schuhcreme heraus, das sah sogar ich, und verschmierte die Creme immer im Kreis. Einiges davon verklebte sogar die Schuhbänder. »Sie wurden nach Theresienstadt gebracht«, murmelte er, ohne aufzusehen. »Wir wussten nicht viel während des Krieges. Die Nachrichten kamen nicht durch. Das stellte sich erst hinterher heraus.« Er versuchte, die überschüssige Creme abzuwischen, und verteilte sie auf seinen Händen. Ein wildes Nachbürsten folgte. »Ich habe die Artikel natürlich vor Mum versteckt.« Plötzlich stand er auf, ließ die Schuhe und das Reinigungszeug zurück und ging in die Küche.

Dort fand ich die beiden, wie sie flüsternd an der Spüle standen. Meine Mutter sah mich nur ganz kurz an, bevor sie weiter Kartoffeln schälte. »Es war nicht das schlimmste Lager«, erklärte sie. »Zumindest wurden sie dort nicht umgebracht.«

»Aber wenn sie nicht umgebracht wurden ...« Die Frage platzte aus mir heraus, bevor ich sie zurückhalten konnte. »Wie sind sie dann gestorben?«

Mit gekrümmten und steifen Schultern ließ meine Mutter das Messer sinken. »Sie hatten nichts zu essen!«, stieß sie mit ungewohnt schriller Stimme hervor. »Sie sind verhungert.«

Eine halbe Stunde später setzten wir uns zum Mittagessen an den Tisch. Fisch, Erbsen, neue Kartoffeln. Ich versuchte, nicht an die Hände meiner Großeltern zu denken, an diese sanften Hände, von denen ich mir so gern vorstellte, dass sie mich in einer Umarmung festhielten. Ich versuchte, nicht daran zu denken, wie sich diese Hände nach Essensresten ausstreckten. Nicht das schlimmste Lager. Bitte, lass es besser sein zu verhungern. Ich starrte auf meinen Teller, kaute und kaute, doch das Schlucken fiel mir schwer.

Und plötzlich sind sie hier, meine verhungerten und ermordeten Großeltern, auf meinem Computerbildschirm.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf ihre Namen starrte und darauf wartete, dass sie mir erklärten, was sie dorthin verschlagen hat. Was sind überhaupt *Stolpersteine*? Ich klicke herum und erfahre, dass das Wort erfunden wurde, aber es ist selbsterklärend. Es sind eben *Steine, über die man stolpert*. Der Künstler, Gunter Demnig, ist ein Zeitgenosse von mir. Er wurde 1947 in Berlin geboren, und seine Arbeit ist inspiriert von der Wut über die von der Generation seiner Eltern begangenen Verbrechen. In einem früheren Projekt hatte er ein Kupferband durch Köln verlegt, um die Einwohner der Stadt an ihre früheren Sinti- und Roma-Nachbarn zu erinnern, die sie inzwischen vergessen hatten oder an die sie sich nicht mehr erinnern wollten.

Die Stolpersteine sind jeweils einzelnen Personen gewidmet. Es handelt sich dabei um messingbeschichtete kleine Steinwürfel, die vor der Eingangstür von Holocaustopfern in das Straßenpflaster eingelassen werden. Passanten stoßen zufällig darauf und halten inne, um die eingravierten Beschriftungen zu lesen. Damit holen sie die Ermordeten aus der Vergessenheit genau dorthin zurück, wo sie einst wohnten und sich frei bewegten.

Ich frage mich, ob das vielleicht jemand genau jetzt für Max und Mally macht. Wie spät ist es? Beinahe Mitternacht hier in London, früher Montagmorgen in Berlin. Eiskalt, sollte ich denken. Die Bleibtreustraße hell erleuchtet und leer. Ich stelle mir ein junges Pärchen vor, wie es eng aneinandergekuschelt mit wackeligen Schritten die Straße entlanggeht. Sie lässt etwas fallen ... Was? Schlüssel. Kichert. Versucht, sie wieder aufzuheben, doch er ist schneller und hält sie neckisch so, dass seine Freundin sie nicht erreicht. Sie starrt aber immer noch zu der Stelle hinunter, an der die Schlüssel aufgekommen sind. Ein kleines Messingquadrat zwischen den Pflastersteinen, in das eine Inschrift eingeprägt ist. Sie liest, was darauf steht und auf dem Stein daneben. »Schau nur!«, ruft sie.

»Ja!«, schreie ich den Bildschirm an. Zum ersten Mal seit ihrer Deportation sind meine Großeltern zu ihrem rechtmäßigen Zuhause zurückgebracht worden.

1996, als Gunter Demnig seine ersten Stolpersteine verlegte, war dies ein Akt des Widerstands. Antiautoritär. Antibürokratisch. Eine Mantel-und-Degen-Aktion. Ohne Erlaubnis das Straßenpflaster aufbohren. Doch inzwischen unterstützten und befürworteten überall in Deutschland Stadträte und Verwaltungen das Projekt. Jede und jeder kann Stolpersteine in Auftrag geben, Verwandte, die überlebt haben, genauso wie jetzige Bewohner eines Hauses von Opfern.

Wer also hat die Stolpersteine meiner Großeltern in Auftrag gegeben?

Ich finde die Betreffenden auf der Seite der Bezirksverwaltung und entdecke eine Telefonnummer. Am folgenden Morgen rufe ich an. Eine Frau meldet sich. Ich nenne meinen Namen und füge hinzu: »Aber das wird Ihnen nichts sagen. Meine Großeltern hießen Rychwalski, Max und Amalie, genannt Mally ...« Ich verstumme. Warum sagt sie nichts? »Ich habe mich also gefragt: Wer könnte das organisiert haben? Sie müssen wissen, dass ich ihr einziges Enkelkind bin. Sonst gibt es niemanden mehr. Die Letzte aus ihrer Familie, könnte man sagen ...«

Ich höre so etwas wie einen tiefen Seufzer, als hätte die Frau die Luft angehalten und stoße sie jetzt aus. »Wir haben die Steine doch gerade erst verlegt!«

»Aber wer sind Sie?«

Wieder Stille.

»Hallo?«

Keine Antwort. Sie scheint sich entfernt zu haben.

Dann kommt ein Mann ans Telefon. »Knoll.«

Herr Knoll erzählt mir ... Ganz ehrlich, ich habe keine Ah-

nung, was er mir erzählt. Ich bemühe mich, ihm zuzuhören, aber in meinem Kopf redet ihm ständig eine Stimme dazwischen. »Das ist unglaublich. Wer hätte das gedacht? Völlig fremde Menschen tun das für Max und Mally. Wirklich, wer hätte das gedacht?«

»Warum haben Sie sich meine Großeltern ausgesucht?«, frage ich irgendwann laut.

Herr Knoll muss offenbar komplett wiederholen, was ich beim ersten Mal nicht gehört habe. Dabei spricht er sehr langsam. Er ist ein Freimaurer. Das war Max auch – was mir neu ist –, beide bei derselben Loge. Einer Freimaurerloge, die von Nichtjuden und Juden gegründet wurde. Viele von ihnen wurden Opfer der Nazis. Herr Knoll verlegt Stolpersteine für sie alle. Und für ihre Frauen. »Hätte ich doch bloß von Ihnen gewusst! Aber woher hätte ich es wissen sollen?« Er macht eine Pause. »Haben Sie irgendwelche Familienfotos? Können Sie sie mir schicken? Wir haben nur die Namen und die Daten. Die Geburtsdaten und die Daten der Deportation. Manchmal das Todesdatum. Wenn es bekannt ist.«

Listen mit vielen Leerstellen. Das ist alles, was er hat. Er muss die Lücken füllen. Natürlich muss er das. »Ja, ich schicke Ihnen Fotos.«

Eine Stunde später erhalte ich eine E-Mail von einer Frau Lenck von der *Koordinierungsstelle Stolpersteine Berlin*.

Sehr geehrte Frau Kohnstamm, ich kümmere mich um die Anträge für Stolpersteine in den 12 Bezirken von Berlin und arbeite mit den Freiwilligen zusammen, die Nachforschungen zu den einzelnen Steinen übernehmen. Herr Knoll betreut jetzt Wilmersdorf/ Charlottenburg, den Bezirk, in dem Ihre Großeltern gelebt haben.

Sie berichtet weiter, dass überall in Deutschland immer mehr Stolpersteine verlegt werden und es mehr Anträge von derzeitigen Bewohnern eines Gebäudes gibt als von überlebenden Verwandten und Nachfahren.

Erstaunlich. Nachdem sie über das Thema jahrzehntelang geschwiegen und einen großen Bogen gemacht hatten – denn diese Zeiten waren ja vorbei und erledigt, sodass man sie unter den Teppich kehren konnte –, heben die Deutschen diesen Teppich nun an und sehen genau hin. Einfache Leute stellen sich dem Grauen, weil sie das Vermächtnis ihrer Vorfahren quält. Bisher war ich komplett allein mit dem Vermächtnis meiner Familie.

Wir freuen uns natürlich besonders, schließt Frau Lenck ihre Mail, dass Sie uns gefunden haben und wissen, dass Ihre Angehörigen in der Stadt, in der sie so ein schweres Schicksal ertragen mussten, nicht vergessen sind.

Ich breche in Tränen aus.

Teil 1

BERLIN, JANUAR 2006
